



Leseprobe aus Meier, Steets und Frers, Theoretische Positionen der Stadtsoziologie,  
ISBN 978-3-7799-2617-7  
© 2018 Beltz Juventa in der Verlagsgruppe Beltz, Weinheim Basel  
[http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/gesamtprogramm.html?  
isbn=978-3-7799-2617-7](http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/gesamtprogramm.html?isbn=978-3-7799-2617-7)

# Einleitung

## Was ist eine soziologische Perspektive auf die Stadt?

Das vorliegende Buch versammelt klassische und zeitgenössische Theoriepositionen der Stadtsoziologie. Es richtet sich an Studierende und an Stadtinteressierte ohne spezifische Vorkenntnisse und soll zeigen, auf welche unterschiedlichen Weisen man soziologisch über Stadt und städtisches Leben nachdenken kann. Obwohl die Archäologie nachweisen kann, dass es seit mindestens 10.000 Jahren städtische Siedlungen gibt (Southall 1998), setzte sich ein soziologischer Blick auf die Stadt erst mit der Herausbildung moderner Großstädte durch. Warum ist das so? Und was bedeutet es, eine soziologische Perspektive auf Stadt einzunehmen?

Die Soziologie als eigenständige wissenschaftliche Disziplin ist nicht zufällig etwa so alt wie die moderne Großstadt. Beide sind relativ junge Phänomene. Anders als beispielsweise die Philosophie, deren Wurzeln bis in die Antike reichen, oder die Nationalökonomie, deren Vorläufer schon im Mittelalter zu finden sind, entsteht die Soziologie erst gegen Ende des 19. Jahrhunderts. Als Ausnahme gilt der Gelehrte Ibn Khaldun, der bereits am Ende des 14. Jahrhunderts in seiner berühmten Einleitung oder *al-Muqaddima* (1377/1992) mehrere Unterkapitel dem Leben in der Stadt widmet (siehe Kasten im Kapitel 4 Sennett). Zum Durchbruch gelangt die soziologische Perspektive allerdings erst in einer sehr spezifischen historischen Situation, die von massiven sozialen Veränderungsprozessen geprägt ist. Es sind die politischen Revolutionen in Frankreich und den USA im ausgehenden 18. Jahrhundert und die enormen Industrialisierungsschübe im Europa des 19. Jahrhunderts, die dazu führen, dass sich das Zusammenleben der Menschen radikal verändert: Die ständische Ordnung der Gesellschaft löst sich auf, neue Berufe entstehen, die bürgerliche Kleinfamilie wird zur Norm verwandtschaftlicher Sozialität, ökonomische Austauschprozesse realisieren sich zunehmend im Medium des Geldes und überindividuelle Belange werden zum Gegenstand öffentlicher und demokratischer Aushandlungsprozesse. Für diese Veränderungen spielen europäische Städte eine enorm wichtige Rolle. Schon im ausgehenden Mittelalter sind sie Orte, an denen sich ein marktförmiger Handel und politische Selbstbestimmung freier (zunächst ausschließlich männlicher) Stadtbürger entwickeln (Weber 1921/2000). Sie werden zur Keimzelle der Moderne. Die Industrialisierungswellen des 19. Jahrhunderts sprengen die räumlichen Grenzen der mittelalterlichen Städte und lassen Großstädte entstehen, in denen sich völlig neue soziale Ordnungsmuster und sozialräumliche Ungleichheiten herausbilden. Wie unter einem Brennglas verdichten sich hier die gesellschaftlichen Veränderungen.

In dieser virulenten Umbruchssituation setzt sich erstmals auf breiter Ebene die Erkenntnis durch, dass die gesellschaftliche Ordnung nicht etwas Unverrückbares oder gar Gottgegebenes darstellt, sondern, dass es die Menschen selbst sind, die die materielle, politische und soziale Welt formen, in der sie leben. Mit anderen Worten: Gesellschaft wird plötzlich als etwas erkennbar, das sich hinterfragen und verändern lässt. Und aus diesem Hinterfragen von Gesellschaft, aus dem Überlegen, warum die gesellschaftliche Ordnung so ist, wie sie ist, entsteht die Soziologie als wissenschaftliche Disziplin. Womit beschäftigt sich die Soziologie nun genau? Die kurze Antwort auf diese Frage lautet schlicht: mit buchstäblich allem, was als gesellschaftliches oder soziales Phänomen gilt. Die Soziologie interessiert sich – um es beispielhaft zu formulieren – dafür, wie Menschen ihr jeweiliges Handeln wechselseitig koordinieren (etwa wenn sie auf einem Bürgersteig aneinander vorbeigehen, ohne zusammenzustoßen), wie aus den nichtintendierten Folgen ihres Handelns (z. B. Warentausch) gesellschaftliche Strukturen (Formen sozialer Ungleichheit) entstehen, wie sich Regeln und soziale Rollen (z. B. „Käufer“, „Verkäuferin“) zu Institutionen (Markt) verfestigen oder wie Menschen aufgrund von erworbenen Wertvorstellungen ihre Umwelt deuten. So beschreibt beispielsweise die konservative Stadtkritik die rasant wachsenden Großstädte des frühen 20. Jahrhunderts als chaotische Gefahrenräume (zusammenfassend: Häußermann/Siebel 2004: 26 ff.).

Die besondere Herausforderung der Soziologie als wissenschaftlicher Disziplin besteht nun darin, dass Soziologinnen und Soziologen selbst Teil dessen sind, was sie untersuchen. Das heißt, dass sie *als Alltagsmenschen* ihr Handeln auch auf das ihrer Mitmenschen abstimmen (ohne bewusst darüber nachzudenken), dass sie an der Ausformung gesellschaftlicher Strukturen beteiligt sind und natürlich auch Erfahrungen machen und Wertvorstellungen haben, durch die sie auf die Welt blicken. *Als Soziologinnen und Soziologen* aber müssen sie aus dieser Routinewirklichkeit heraustreten und das scheinbar so Natürliche oder Selbstverständliche des Alltags reflektieren und interpretieren. Eine *soziologische* Perspektive einzunehmen heißt deshalb, das allzu Vertraute mit fremden Augen sehen zu lernen, einen distanzierten Blick auf die eigene Gesellschaft zu werfen, um die Zusammenhänge zwischen Phänomenen zu sehen und zu Erkenntnissen zu gelangen, die das Alltagsverständnis von Wirklichkeit verändern können. Mit anderen Worten: Nicht „die aufregende Begegnung mit dem völlig Unvertrauten“ ist das Geschäft der Soziologie, sondern, wie Peter L. Berger (1963/2011: 40) schreibt, es ist „das unheimliche Staunen, das sich einstellt, wenn das Vertraute plötzlich ein anderes Gesicht bekommt. Die Faszination der Soziologie liegt darin, dass ihre Scheinwerfer uns die Welt, in der wir leben, plötzlich in einem anderen Licht zeigen.“

Um gedanklich aus der Vertrautheit der Alltagswirklichkeit herauszutreten und die Welt mit soziologischen Augen sehen zu können, bedient sich die Sozi-

ologie gewisser Hilfsmittel. Eines dieser Hilfsmittel sind theoretische Positionen. Metaphorisch gesprochen könnte man sagen, dass jede einzelne Theorieposition eine eigene Brille darstellt, die hilft, die Welt mit neuen Augen zu sehen. Eine Theorie ist ein System von Aussagen über die Welt, das in sich möglichst konsistent sein sollte, damit es nachvollziehbare Erklärungen für Phänomene in der Welt liefern kann. Eine *gute* Theorie ermöglicht es außerdem, diejenigen Phänomene in der Welt scharf zu sehen, für die man sich interessiert. In diesem Sinne können Theorien eine durchaus praktische Angelegenheit sein: Sie tragen dazu bei, Probleme präziser identifizieren zu können, Zusammenhänge, die zwischen den Phänomenen der Alltagswelt liegen, greifbar zu machen und damit Ansatzpunkte zur Lösung von Problemen zu formulieren.

Beim Blick in die Geschichte der Soziologie wird deutlich, dass der Ausarbeitung einer Theorieposition in der Regel ein konkretes gesellschaftliches Problem vorausgeht, das die Suche nach einer möglichen Erklärung (und damit einer möglichen Theorie) motiviert. Das gilt für die Soziologie allgemein und im Speziellen natürlich auch für die Stadtsoziologie, an deren Anfang folgende Fragen stehen: Wie kommt es, dass Städte so rasant wachsen? Wachsen sie nach einem bestimmten Muster? Welche neuen Formen des Zusammenlebens entstehen in diesen neuen, zunächst chaotisch anmutenden Räumen? Was bedeuten diese neuen Formen des Zusammenlebens für die Gesellschaft?

Diese Fragen beschäftigen vor allem die frühen Stadtsoziologen Georg Simmel (Kapitel 1) sowie Robert E. Park und die Chicago School (Kapitel 5). Sie werden in den 1980er Jahren unter anderem von Mike Davis und der Los Angeles School (Kapitel 6) erneut aufgegriffen und zwar zu einem Zeitpunkt, als sich neue Muster des städtischen Wachstums abzeichnen, die man mit den alten Theoriepositionen nicht mehr adäquat fassen kann. Denn Los Angeles wächst nicht wie Chicago (und im Modell der Chicago School abstrahiert) in konzentrischen Kreisen um ein einziges Zentrum, sondern indem sich mehrere gleichwertige Zentren auf einem weitverstreuten Stadtgebiet herausbilden. Dieses Beispiel zeigt sehr schön das Zusammenspiel von beobachteten empirischen Phänomenen (hier: die räumliche Entwicklung von Städten) und dem Versuch, theoretische Modelle zu bauen, die diese Entwicklungen abbilden und erklären können. Das Beispiel macht außerdem deutlich, dass das theoretische Wissen über Städte immer (und wohl notwendigerweise) sowohl einen zeitgeschichtlichen als auch einen lokalen Bias aufweist. Das Los Angeles des späten 20. Jahrhunderts ist anders als das Chicago des frühen 20. Jahrhunderts, unter anderem deshalb unterscheidet sich auch die theoretische Position der LA School deutlich von der der Chicago School.

Eine alles umfassende universell gültige Stadttheorie hat es nie gegeben – und es wird sie wohl auch nie geben. Auf diesen Umstand haben vor allem postkoloniale und feministische Stadtkritiken hingewiesen (Kapitel 9). Mit

Blick auf die Gegenwart lässt sich festhalten, dass die soziologische Stadtforschung von einem großen Spektrum an unterschiedlichen Theoriepositionen geprägt ist, das von der Humanökologie (Kapitel 5 Park) über stärker kulturtheoretisch (Kapitel 1 Simmel, Kapitel 10 Elias, Kapitel 3 Zukin, Kapitel 6 Davis, Kapitel 4 Sennett), macht- und kapitalismuskritisch (Kapitel 11 Wacquant, Kapitel 8 Sassen) oder wissenssoziologisch (Kapitel 9 Robinson) argumentierende Ansätze bis zu Perspektiven, die an marxistische Positionen anknüpfen (Kapitel 7 Lefebvre, Kapitel 2 Harvey), reichen. Die Heterogenität dieses Theorienspektrums, die mit einer gewissen Unübersichtlichkeit und Fragmentierung der Stadtforschung einhergeht (Harding/Blockland 2014), mag man beklagen, sie lässt sich aber auch positiv – als Perspektivvielfalt – verstehen.

## **Was ist eine Stadt und was sind die zentralen Themenkomplexe der Stadtsoziologie?**

Dass viele Städte weltweit noch immer rasant wachsen und es dadurch zu einer Verschiebung der Bevölkerungsanteile vom Land in die Städte kommt, ist heute Teil des Allgemeinwissens. Was aber die Stadt und das Leben in der Stadt ausmachen, ist sehr viel schwieriger zu beschreiben. Was genau also versteht man unter einer Stadt?

So heterogen die Theoriepositionen der Stadtsoziologie sind, so heftig wird über die Definition des Gegenstandes gestritten, auf den sich diese Positionen beziehen: die Stadt. 1938 schlägt der amerikanische Soziologe Louis Wirth vor, Städte als relativ große, dichte und dauerhafte Siedlungen von sozial heterogenen Individuen zu definieren (siehe Kasten in Kapitel 5 Park). Im Sinn hat er dabei eine allgemeine und universell gültige Definition von Stadt, die schon allein deshalb nicht unproblematisch ist, weil die drei zentralen Kriterien für Stadt – Größe, Dichte, Heterogenität – relationale Kenngrößen darstellen. Ist eine Stadt mit 10.000 Einwohnern groß? Im Mittelalter ja, heute nein. Als dicht und heterogen wird eine Stadt vor allem in Relation zu ihrem (meist dünner und homogener besiedelten) Umland erfahren. Aber wie viel Dichte und wie viel Heterogenität braucht man, um von einer Stadt zu sprechen? Einig ist man sich lediglich darüber, dass absolute numerische Kennziffern, wie die Bevölkerungszahl oder die Fläche, nicht ausreichen, um Stadt soziologisch zu bestimmen.

Neben dieser definitorischen Unschärfe wurde vor allem Wirths Versuch kritisiert, einen allgemeinen, auf räumlichen Kriterien beruhenden Stadtbegriff zu formulieren. So argumentieren Theoretiker\*innen aus der marxistischen Tradition, dass der Gegensatz zwischen Stadt und Land zwar im vorindustriellen Mittelalter eine relevante soziologische Unterscheidung darstellte, denn mit der Stadt-Land-Relation war auch ein spezifisches Ausbeutungsverhältnis (zu Lasten des Landes) verbunden. Dieses habe sich aber mit der Industrialisierung

und der rasanten Ausbreitung der Städte zu einem neuen Gegensatz zwischen Bourgeoisie und Proletariat verschoben, der sich fortan vor allem als soziale Ungleichheit *in* Städten manifestiere. Die Stadt als solche würde damit als *soziologische* Analysekategorie an Bedeutung verlieren (Häußermann/Siebel 1978; Saunders 1987), weshalb sich der Blick auf gesellschaftliche Macht-, Herrschafts- und Ausbeutungsverhältnisse richten müsse – die man in der Gesellschaft allgemein und unter anderem *auch* in Städten finde. Dieser Position stellen sich in jüngerer Zeit vor allem Ansätze entgegen, die die Stadt als soziologische Kategorie nicht aufgeben wollen. Auf der Grundlage zeitgenössischer Raum- und Artefakttheorien (Löw 2001; Massey 2005; Steets 2015), die die Räumlichkeit und Materialität urbaner Ensembles als etwas sozial Hergestelltes, aber auch als etwas sozial Wirksames (und in diesem Sinne sozial Relevantes) verstehen, lassen sich neue Perspektiven auf Stadt gewinnen (Berking/Löw 2005; Farias/Bender 2010; Robinson 2006).

Städte, ihre Entstehung, Transformation und Ausdifferenzierung, so kann man festhalten, sind also nicht nur Produkte sozialen Handelns wie des Bauens oder Planens. Als komplexe Assemblagen (Farias/Bender 2010) oder Gefüge materieller Objektivationen (Steets 2015) legen sie bestimmte Lebensweisen und Formen sozialen Handelns nahe. Darüber hinaus gilt, dass bestimmte Gesellschaftsformen spezifische städtische Strukturen erzeugen, die wiederum umgekehrt bestimmte Gesellschaftsformen ermöglichen. Dieses gegenseitige Wechselspiel von Handlung und Struktur, von Sozial- und Dingwelt steht in unterschiedlicher Weise und mit verschiedenen gelagerten Schwerpunkten im Zentrum der soziologischen Betrachtungen der Stadt. Daher durchzieht es auch die in diesem Buch vorgestellten theoretischen Positionen der Stadtsoziologie. Blickt man auf das Themenspektrum der soziologischen Perspektiven auf Stadt, dann zeigt sich auch hier eine enorme Vielfalt. Zur Orientierung haben wir vier übergreifende Themengebiete – „Transformationen“, „Wachstum und Schrumpfung“, „Zentrum und Peripherie“ sowie „Soziale Ungleichheiten“ – identifiziert, die mit unterschiedlichen Schwerpunktsetzungen in das Werk der in diesem Buch vorgestellten Theoriepositionen eingeflochten sind. Sie gliedern das Buch thematisch.

„Transformationen“ (Abschnitt I) beziehen sich dabei auf Veränderungsprozesse *in* den Städten, während das Themenfeld „Wachstum und Schrumpfung“ (Abschnitt II) die räumliche Ausdehnung von Städten und damit die Verschiebung der städtischen Außengrenzen fokussiert. Auch die Differenzierung der Themen „Zentrum und Peripherie“ (Abschnitt III) und „Soziale Ungleichheiten“ (Abschnitt IV) erfolgt entlang einer solchen Innen-Außen-Orientierung. Während „Zentrum und Peripherie“ die Ungleichheiten zwischen geographisch entfernten, aber miteinander in Beziehung stehenden urbanen Räumen in den Blick nimmt, thematisiert „Soziale Ungleichheiten“ diese vornehmlich in den Städten selbst.

## Transformationen

Als soziale Gebilde sind Städte ständigen Veränderungsprozessen unterworfen. Dieser zeitliche Wandel der Stadt und die andauernden Transformationen finden Ausdruck in sich wandelnden räumlichen, ökonomischen, politischen und kulturellen Strukturen und Handlungsweisen. Der Historiker Lewis Mumford hat die Beziehung von Geschichte und städtischen Transformationen in seinem Werk in den Blick genommen und schreibt:

„In der Stadt wird Zeit sichtbar: Gebäude und Monumente und öffentliche Wege [...] hinterlassen sogar bei den Ignoranten und Gleichgültigen einen Eindruck. Durch die materielle Tatsache der Bewahrung fordert Zeit die Zeit heraus, die Zeit kollidiert mit Zeit. [...] Mit der Diversität der Zeitstrukturen entkommt die Stadt teilweise der Tyrannei einer einzigen Gegenwart. [...] Durch die komplexe Orchestrierung von Zeit und Raum, nicht zuletzt durch die soziale Teilung der Arbeit, bekommt das Leben in der Stadt den Charakter einer Symphonie“ (Mumford 1938: 4, eigene Übersetzung).

Die Transformationen, die in den Städten stattfinden, erfolgen nicht spurlos. Städte sind von uns nicht ohne ihre Geschichte und ihre Spuren erfahrbar. Diese Spuren können vielfältig sein, wie die sicht- und fühlbaren materiellen Zeugnisse (Monumente, alte Gebäude oder Ruinen) oder die uns bekannten Geschichten und Erzählungen von vergangenen Zeiten (in Romanen, Erinnerungen, historischen Werken oder in Filmen, wie Walther Ruttmanns „Symphonie der Großstadt“ (1927), auf die Mumford anspielt). Die Begegnung mit solchen Spuren und die Erinnerungen an frühere Zeiten beeinflussen das heutige Erleben der Stadt (Meier 2019). Diese Relevanz der Geschichte und damit auch der Transformationen der Stadt im heutigen Erleben hat Walter Benjamin anhand der Figur des Flaneurs gezeigt. Kleine Beobachtungen des Flaneurs beim ziellosen Umherschweifen durch Berlin werden von Benjamin in Bezug zu den eigenen Erinnerungen an frühere Erlebnisse gesetzt (Benjamin 1950/2010). In den Erinnerungen an die frühere Stadt und im Erleben der Stadt heute, wird der Wandel offenbar. Dass Transformationen nicht bruchlos erfolgen, wird deutlich, wenn man alte, in ihrer ursprünglichen Nutzung entwertete Gebäude wie Industrieanlagen oder Lagerhallen sieht, die nunmehr Dienstleistungsunternehmen beherbergen oder als Wohnungen für die Dienstleistungsbeschäftigten fungieren. Eventuell ist die Vergangenheit hier durch alte, ihrer ursprünglichen Funktion beraubten Maschinen oder Gleisanlagen erkennbar oder sie wird sogar bewusst als Zitat inszeniert. Sharon Zukin (Kapitel 3) hat diese Beziehung von kulturellen Symbolen und der Aufwertung von Stadtteilen (und Verdrängung von statusniedrigeren Gruppen) unter Bezugnahme auf die von David Harvey (Kapitel 2) gezeigten ökonomischen und räumlichen Transformationen (vom Fordismus zum System der flexiblen Akkumulation) aufge-

zeigt. Städte zeichnen sich außerdem durch eine enorme soziale Diversität und eine überwältigende Fülle von sensorischen Eindrücken aus, die sich fortlaufend ändern und – so zeigt Georg Simmel (Kapitel 1) in Differenzierung zum ländlichen Leben – von den Großstadtbewohner\*innen nur sehr selektiv wahrgenommen werden. Dass urbane Transformationen für das Individuum relevant werden, macht Richard Sennett (Kapitel 4) am Beispiel des Wandels von Mobilität in der Stadt deutlich. Demnach ist an die Stelle eines öffentlichen Raums, der durch ein zielloses Wandern und durch zufällige Begegnungen geprägt war, heute ein Raum getreten, der eher als Funktionsraum für Mobilität fungiert. Dabei vermindern beispielsweise die nach Außen abgetrennten Fahrgastzellen der Autos soziale Begegnungen im öffentlichen Raum oder halböffentliche Gebäude wie Bahnhöfe werden von Orten des Wartens zu Orten des Konsums (Frers 2007).

## **Wachstum und Schrumpfung**

Das Wachstum der Städte und die räumliche Ausweitung der Stadtgrenzen wird heute besonders anhand der sogenannten „Megastädte“ der ehemaligen Kolonien und Entwicklungsländer – häufig in exotisierender Weise (Said 1978) als chaotisch, wild und ungeplant – dargestellt (Hoernig 2016). Dadurch erscheinen Megastädte als Gegensatz zu geplanten Stadtstrukturen der ehemaligen kolonialen Zentren. Bilder von scheinbar wildwachsenden informellen Slumsiedlungen wie von Dharavi, einem Außenbezirk der indischen Stadt Mumbai, stehen Bildern der sorgsam geplanten, suburbanen Landschaften aus Einfamilienhäusern wie in Deutschland oder den USA gegenüber. Wie sich Städte entwickeln, ausbreiten und sich dabei intern räumlich ausdifferenzieren gehört von Beginn an zu den Kernthemen der Stadtsoziologie.

Die bereits erwähnte modellhafte Darstellung des Wachstums von Chicago und der städtischen Ausdifferenzierung in einzelne konzentrische Stadtzonen wurde zum bekanntesten Modell, um städtisches Wachstum bildhaft und allgemein zu erklären (Kapitel 5). Mehr als sechzig Jahre später wurde es durch Mike Davis und die LA School (Kapitel 6) durch ein neues Stadtmodell abgelöst. In diesem wird Wachstum polyzentrisch beschrieben, also als etwas, das sich um mehrere städtische Zentren und suburbane Zonen vollzieht. Nicht unerwähnt bleiben darf, dass infolge von ökonomischen und sozialen Umbrüchen Städte auch schrumpfen oder sogar soweit verschwinden können, dass nur noch einzelne materielle Reste oder historische Dokumente Zeugnis ihrer einstigen Existenz ablegen. Die Gründe für letzteres liegen meist in Kriegen oder Naturkatastrophen (Pompeji). Schrumpfung hingegen trat in der jüngeren Vergangenheit vor allem im Zuge der Deindustrialisierung von Städten und Regionen auf. Beispiele sind das Ruhrgebiet oder Ostdeutschland nach 1989

oder international der US-amerikanische *rust belt* (mit z. B. Detroit). Vergleichende Untersuchungen zeigen, dass die sozialen Folgen von Stadtschrumpfung ähnlich dramatisch sein können wie die von Stadtwachstum, wenngleich unter entgegengesetzten Vorzeichen (Oswalt 2004).

Aber sind Städte wirklich nur über ihre räumlichen Formen vor Ort zu fassen? Ausgehend von Globalisierungsprozessen und der Verbindung bestimmter Teile von Städten durch Ströme von Kapital, Menschen und Gütern (Castells 1996) werden städtische Prozesse heute nicht mehr nur als lokale Prozesse in einem nach außen abgegrenzten Stadtraum verstanden, sondern als globale Austauschbeziehungen, die einzelne Stadtteile von weit entfernten Städten miteinander verbinden.

## Zentrum und Peripherie

Mit der Ausweitung des Blicks über die einzelne Stadt hinaus, auf die Beziehungen zwischen der Stadt, dem nahen Umland und entfernten Gebieten und Städten, rücken auch hierarchische Ungleichheiten *zwischen* Städten und Regionen in den Fokus. Eine solche räumliche Hierarchie zwischen Stadt und ländlichem Umland wurde bereits mit dem Entstehen der Städte und der Differenzierung von Stadt und Land diagnostiziert. Städte unterscheiden sich von nichtstädtischen Siedlungen dadurch, dass in ihnen Menschen leben, die „von der Feldarbeit befreit sind und die durch den Überschuss der landwirtschaftlichen Produktion unterhalten werden“ (Benevolo 1983: 19).

Städte waren immer auch politische, ökonomische und religiöse Machtzentren (Weber 1921/2000), von denen aus das Umland beherrscht wurde und in denen sich der Mehrwert, der aus dem ländlichen Umland abgeschöpft wurde, konzentriert, sodass – wie Henri Lefebvre zeigt (Kapitel 7) – im entwickelten Kapitalismus die Beziehung von Stadt und Land immer stärker zu einer von Zentrum und Peripherie wird. Die städtischen Gebäude wie Tempel, Kirchen, Moscheen, Paläste, Verwaltungsgebäude, Konzernzentralen, Börsen oder Parlamentsgebäude, aber auch die Auswüchse einer industriell organisierten Landwirtschaft sind materielle Zeugnisse der Beherrschung des Landes durch die Stadt.

Diese ungleiche Beziehung zwischen Zentrum und Peripherie ist allerdings nicht nur eine zwischen Stadt und Umland, auch sie hat eine globalräumliche Dimension. Die imperialen Zentren, wie London, Paris oder Amsterdam, haben sich in enger und ausbeuterischer Beziehung zu den kolonialen Peripherien wie Indien oder Südamerika entwickelt. Städte in der kolonialen Peripherie, wie Singapur, Neu Delhi oder Lima, fungierten als koloniale Subzentren und Handelsorte, von denen aus die erbeuteten Güter und Rohstoffe umgeschlagen wurden und die ländliche Peripherie vor Ort beherrscht wurde (King 1990).

Die postkoloniale Stadtforschung zeigt, dass auch mit dem Ende der Kolonialzeit die kolonialen Beziehungen zwischen Zentrum und Peripherie fortbestehen (Yeoh 2001). Dies aufgreifend fordert Jennifer Robinson (Kapitel 9) ein kategoriales Umdenken in der Stadtforschung. Um Städte weltweit, das heißt also auch im globalen Süden adäquat verstehen zu können, sollten sie nicht vor-schnell als „wichtig“ oder „unwichtig“, „zentral“ oder „peripher“, „modern“ oder „weniger modern“ klassifiziert werden. Vielmehr seien die Räumlichkeit einer Stadt, die dort zu entdeckenden Formen des urbanen Zusammenlebens (die oft andere, aber deshalb nicht weniger moderne sind als im globalen Norden) und die je spezifischen Verknüpfungen einer Stadt mit der Welt zu erfassen. Saskia Sassen hingegen stellt gerade eine hierarchische Beziehung zwischen zentralen und peripheren Städten an den Beginn ihrer Analyse – und begründet dies ökonomisch. Herausragend zentrale Städte, die Saskia Sassen als „Global Cities“ (Kapitel 8) bezeichnet, fungieren demnach mit ihren Hauptsitzen der transnationalen Unternehmen, Börsen und Flughäfen als die neuen Zentren einer globalen Ökonomie, von denen aus die Produktionsprozesse in der Peripherie gesteuert werden.

## Soziale Ungleichheiten

Ungleiche Beziehungen, wie die zwischen Zentrum und Peripherie, lassen sich nicht nur zwischen Städten oder zwischen Stadt und Land finden, sondern auch innerhalb einzelner Städte. Sie zeigen sich in sozialen und räumlichen Ungleichheitsverhältnissen. So beschreibt Friedrich Engels in seinen Beobachtungen der städtischen Entwicklung im Frühkapitalismus in England:

„Jede große Stadt hat ein oder mehrere ‚schlechte Viertel‘, in denen sich die arbeitende Klasse zusammendrängt. Oft freilich wohnt die Armut in versteckten Gässchen dicht neben den Palästen der Reichen; aber im allgemeinen hat man ihr ein apartes Gebiet angewiesen, wo sie, aus den Augen der glücklicheren Klassen verbannt, sich mit sich selbst durchschlagen mag, so gut es geht“ (Engels 1845/1962: 259).

Die Analyse der sozialen Ungleichheit zwischen Klassen (wie bei Engels zwischen Proletariat und Kapitalisten), Schichten oder Milieus hat in der Stadtsoziologie eine lange Tradition. Häufig liegt der Fokus der Betrachtung besonders auf unterprivilegierten Gruppen und deren Stadträumen, sei es historisch in den Sozialreportagen der Chicago School (Wirth 1928; Anderson 1923), den Londoner Armutsstudien von Charles Booth (1889–1891) oder in den Studien, die wachsende Armut und sozialräumliche Exklusion in Deutschland (Häußermann/Kronauer/Siebel 2004) oder in den USA in den Blick nehmen (Goffman 2015, Venkatesh 2008). Richard Sennett (Kapitel 4) mit seiner Untersu-

chung des jüdischen Ghettos in Venedig und Loïc Wacquant (Kapitel 11) mit seinen aktuellen Analysen zeigen in ihren Arbeiten, dass sozialer Ausschluss oft mit sozialräumlicher Stigmatisierung einhergeht, wodurch sich Ungleichheitsverhältnisse zusätzlich verstärken.

Soziale Ungleichheit findet nicht nur einen Ausdruck in unterschiedlichen Stadtteilen, die sich hinsichtlich der infrastrukturellen Ausstattungen, der Architektur und der sozialen Zusammensetzungen voneinander unterscheiden (Segregation), sie ist oft mit sozialen Verdrängungsprozessen verbunden. So geht der Prozess der Gentrifizierung, der die Aufwertung eines Stadtteils bedeutet, mit einer Verdrängung statusniedrigerer Gruppen durch statushöhere Gruppen einher (Holm 2010). Veränderungsprozesse, die soziale Ungleichheiten in Städten produzieren bzw. reproduzieren, sind vielerorts von sozialen Kämpfen um das Recht auf Stadt (Kapitel 7 Lefebvre und Kapitel 2 Harvey) begleitet, also darum, wer sich Stadt wie aneignen darf. Privilegierte soziale Gruppen und deren soziale Räume hingegen sind seltener im Fokus der Stadtsoziologie (Meier 2009, Forrest/Koh/Wissink 2017).

Die Betrachtung sozialer Ungleichheit auf der Basis von Alteingesessenen und neu Zugewanderten – häufig im Zusammenhang mit der Konstruktion von Ethnizität – wurde schon früh, wie bei Park (Kapitel 5) oder Simmel (Kapitel 1), thematisiert. Norbert Elias (Kapitel 10) hat das Verhältnis von alteingesessenen Etablierten und neuhinzugezogenen Außenseitern als prozesshafte und gegenseitige Beziehung verstanden und die Relevanz von sozialen Netzwerken hervorgehoben. Geschlecht allerdings wurde als Kategorie sozialer Ungleichheit erst vergleichsweise spät in der Stadtsoziologie thematisiert (Massey 1994). So lag der Fokus der feministischen Stadtkritik (siehe Kasten in Kapitel 9 Robinson) zunächst darauf zu zeigen, wie Frauen der Zugang zu städtischen Räumen und Ressourcen strukturell erschwert wurde. Andere Studien argumentieren, dass die Möglichkeiten des städtischen Lebens (in Unterscheidung zum Leben auf dem Land) Frauen mehr Freiheiten verschafft haben (Bondi/Rose 2003). Auch in den Geschlechterforschungen wurde die privilegierte Form, also Männlichkeit, vergleichsweise selten in den Fokus stadtsoziologischer Studien gestellt. Die Abwendung von Teilen der Geschlechterforschung von der Differenzperspektive, also der Gegenüberstellung von Beteiligungschancen von Männern auf der einen und Frauen auf der anderen Seite, hin zur Untersuchung der Konstruktion von Männlichkeit und Weiblichkeit in und durch Räume findet sich seit einigen Jahren auch in der Stadtforschung wieder (McDowell 1997). Eine Erweiterung dieser Perspektive bilden Studien zur Aneignung von Queer Spaces, also von solchen die nicht der heterosexuellen Norm und/oder der Norm einer Zweigeschlechtlichkeit entsprechen (Schuster 2010). Der Ansatz der Intersektionalität, der die Verschränkung der verschiedenen Kategorien sozialer Ungleichheit in den Blick nimmt, wurde bisher nur wenig in der Stadtforschung angewendet (Scambor/Zimmer 2012).

## Wie ist das Buch aufgebaut?

Das vorliegende Buch gliedert sich entlang zentraler Theoriepositionen, die wir jeweils an Schlüsselfiguren festmachen, also an Personen, die mit ihrem Werk für die Entwicklung des stadtsoziologischen Diskurses eine wichtige Rolle einnehmen und die für eine bestimmte Ausrichtung des stadtsoziologischen Blickes stehen. Den schon kundigen Leser\*innen wird es sofort auffallen und den weniger kundigen erst beim Vertiefen in die einzelnen Kapitel: Wir stellen hier nicht nur die Positionen von „Soziologen“ und „Soziologinnen“ vor, sondern auch von Forschenden aus anderen Disziplinen. Für die Auswahl war uns weniger das Studienfach oder die Berufsbezeichnung der Autor\*innen wichtig, sondern dass sie Stadt aus einer *soziologischen Perspektive* analysieren. Dafür haben wir Personen unterschiedlicher Epochen ausgewählt, die sich der Stadt mit verschiedenen thematischen Schwerpunkten, aber auch über unterschiedliche Theorieschulen nähern. Jedes Kapitel schließt mit einigen Lernfragen, die das Überprüfen und Verfestigen des Wissens erleichtern sollen. Zur inhaltlichen Vertiefung schlagen wir außerdem ausgewählte Primär- und Sekundärliteratur vor. Die vier übergreifenden Themen – „Transformationen“, „Wachstum und Schrumpfung“, „Zentrum und Peripherie“, „Soziale Ungleichheiten“ – gliedern die Anordnung der einzelnen Kapitel in thematische Abschnitte und sind zusätzlich nach ihrer Orientierung „Innen“ (Transformationen, soziale Ungleichheiten) oder „Außen“ (Wachstum und Schrumpfung, Zentrum und Peripherie) lesbar. Innerhalb der so gebildeten Abschnitte (I-IV) sind die Kapitel chronologisch geordnet.

## Wie kann man das Buch lesen?

Natürlich von Anfang bis Ende! Auch wenn diese Leseweise vielleicht naheliegend ist, scheint es für Einführungsbücher besonders wichtig, auch die gezielte thematische oder theoretische Suche der Lesenden zu unterstützen. Unser Buch lässt sich kapitelweise lesen und bietet so den an einzelnen Theoretiker\*innen Interessierten eine Struktur an. Liegt das Leseinteresse eher auf einem der vier übergreifenden Themen, so lassen sich unter dieser Gliederungsebene auch die unterschiedlich gelagerten Beiträge der Theoretiker\*innen dazu finden. Darüber hinaus enthalten die einzelnen Kapitel verschiedene thematische und theoretische Exkurse sowie Begriffserklärungen, die in einzelnen Kästen typografisch hervorgehoben sind. Das Inhaltsverzeichnis zu diesen Exkursen erlaubt es, den an einem bestimmten Thema oder einer bestimmten Theorieposition Interessierten, sich dieses schnell und kompakt zu erschließen.